

Susan Kreller

Elefanten
sieht man
nicht

CARLSEN

i

Irgendetwas ist seltsam an Julia und Max, das findet Mascha von der ersten Sekunde an. Und dann sieht sie, dass Julia überall blaue Flecke hat, richtig große. Als Mascha schließlich eines Tages auf der Suche nach den beiden vom Garten aus einen Blick in ihr Haus erhascht, ist ihr klar: Sie muss ihnen irgendwie helfen. Aber wie, wenn keiner der Erwachsenen ihr zuhören will?

Mascha hat eine verhängnisvolle Idee – aber manchmal ist es besser, etwas Falsches zu tun als gar nichts.

Häusliche Gewalt gegen Kinder und das Schweigen der Nachbarn: In diesem großartigen Debütroman wird ein wichtiges, allgegenwärtiges und doch tabuisiertes Thema auf ungewöhnliche Art verarbeitet.

Beklemmend und zugleich hoffnungsvoll – ein Buch, das zum Hinschauen ermutigt!

sechs

Danach sah ich Julia und Max sieben Tage nicht mehr. Das lag anfangs an mir selbst oder besser gesagt an meinen Großeltern, weil die so viel zu feiern hatten. Meine Sommer in Barenburg bedeuteten nämlich auch, dass ich in einer einzigen Juliwoche drei Geburtstagsfeste überstehen musste, die alle nach Parfüm, Kaffee und Schnaps rochen. Erst hatte mein Großvater Geburtstag, dann meine Großmutter, und am Samstag feierten beide zusammen. Jedes Mal kam ungelogen die halbe Siedlung vorbei, an den richtigen Geburtstagen nur rein zufällig und zur Feier dann mit gebügelten Hemden und Blusen.

Ich glaube, dass meine Großeltern beliebt waren in der Siedlung, an ihren Geburtstagen waren sie es jedenfalls noch. Und es war auch gar nicht so schwer, hier beliebt zu sein und dazuzugehören, man musste dafür nicht viel mehr tun als den Rasen mähen, auf dem Wochenmarkt Tulpenzwiebeln kaufen, zur Kirchenchorprobe ein paar Neuigkeiten mitbringen, immer schon hier gewohnt haben, im Karnevalsverein den Prinzen wählen und pro Woche ungefähr eine goldene Hochzeit von Bekannten feiern. Aber das musste man dann auch wirklich tun. Meine Großeltern taten es, und sie teilten sich meistens die Aufgaben, wobei mein Großvater am liebs-

ten die Dinge übernahm, bei denen man nicht so viel reden musste.

Ich musste immer viel reden, wenn gefeiert wurde. Guten Tag, ach, hallo, nein, die Ferien haben erst angefangen, ja, älter geworden, gewachsen, na ja, gewachsen eher nicht. Auch diesmal musste ich alle Antworten herauskramen, die ich mir vorher überlegt hatte, nur als Trautchen, die im Haus schräg gegenüber wohnte, während der dritten Feier mit ihrer Zigarettenstimme fragte, na, bist du immer noch so allein, da konnte ich etwas ganz Neues antworten.

– Nein, ich kenn jetzt jemanden hier. Ich hab zwei Kinder getroffen. Auf dem Spielplatz.

– Ach ja? Da hast du aber Glück.

– Ja. Die heißen Brandner, kennen Sie die?

– Oh. Also.

– Heißt das, Sie kennen die?

– Kennen, ich weiß nicht. Wie man sich halt so kennt. Willst du nicht mal wieder vorbeikommen? Ich hab neue Kaninchen, die haben wir gestern erst geholt, komm einfach mal, sie gefallen dir bestimmt. Früher hast du sie doch auch so gerne gefüttert.

– Kann ich machen. Kennen Sie denn auch die Eltern?

– Welche Eltern?

– Von Max und Julia.

– Max und Julia, richtig. Ja, Mädchen, die Brandners, natürlich. Ganz feine Leute. Das Autohaus kennst du doch?

– Ja, schon mal gesehen.

– Siehst du. Die Brandners, ja. Joachim hat sein Auto auch von dort.

Dann war Trautchen weg, und als auch alle anderen fort waren und dann die Nacht gekommen und später wieder vorbeigegangen war, so dass ich wieder auf den Spielplatz gehen konnte, sah ich Julia und Max immer noch nicht. Anfangs war ich noch gar nicht unruhig, ich war nur eine Spur zu allein und hätte die beiden gerne dagehabt, um es nicht mehr zu sein. Mit der Zeit wurde ich dann aber doch immer aufgeregter, und ich weiß gar nicht warum, denn ich wusste ja gar nichts über die beiden.

Am achten Tag machte ich mich auf den Weg. Wo die Brandners wohnten, wusste ich, auch wenn ich noch nie dort geklingelt hatte, wieso auch? Ich wollte einfach nur fragen, ob Julia und Max mit auf den Spielplatz kommen oder irgendwohin, ganz egal. Dreihundert Meter musste ich etwa gehen, oder sogar weniger; ich lief die Schönbauerstraße entlang und bog dann nach links ab, ging wieder geradeaus, überquerte eine schmale Straße und stand vor dem schönen, bläulich schimmernden Haus der Brandners, das mir größer vorkam als je zuvor.

Der Vorgarten war sogar noch ordentlicher als der von meinen Großeltern, obwohl das doch gar nicht ging. Die Erde war locker und ohne Unkraut, überall wuchsen leuchtend blaue Hortensien, die in der Siedlung sehr beliebt waren, überall lauerten sauber geschnittene, halbkugelförmige Büsche.

Ich stand da und hatte auf einmal ein schlechtes Gewissen, was natürlich Blödsinn war, weil es überhaupt keinen Grund dafür gab. Höchstens, dass ich schon oft an diesem Haus vor-

beigegangen war, ohne es mir richtig anzusehen. Höchstens, dass ich Julia und Max eigentlich gar nicht kannte. Trotzdem klingelte ich. Das heißt, ich versuchte es, und es dauerte lange, bis mein Zeigefinger, der die ganze Zeit um den Klingelknopf herumtänzelte, auf dem polierten goldenen Punkt landete.

Dann klingelte ich wirklich.

Nichts.

Ich hörte auch gar keinen Klingelton.

Noch mal.

Nichts.

Und als ich noch ein paarmal geklingelt hatte und immer noch nichts passiert war, lief ich rechts am Haus vorbei in den Garten, vielleicht waren ja alle draußen und hörten mich deshalb nicht. Aber auch im Garten war niemand, und ich war kurz davor, wieder zu gehen, aber dann hörte ich etwas und ging doch nicht. Dieses Etwas ließ mich zu einem der Fenster laufen, und was mich wunderte, war, dass es gar nicht gekippt war und ich trotzdem alles hören konnte. Nein, keine Worte, obwohl da die ganze Zeit welche waren, unverständlich, aber da.

Was ich hörte, war nur dieses Schreien.

Dieses fürchterliche Schreien.

Und als ich durch das Fenster blickte und etwas sah, das viel mehr war als ein sekundenlang fleckiger Bauch und eine sekundenlang klaffende Wunde an der Stirn, da kriegte ich zum ersten Mal in meinem Leben keine Luft, sie wollte nicht in mich hinein, sondern blieb mit einem Pfeifen im Hals stecken, atmen, dachte ich, atmen, und in Wahrheit dachte ich gar nichts, ich fühlte es nur, atmen, atmen, bitte atmen. Und als diese Bitte dann endlich erhört wurde und die Luft

wieder den Weg in meine Lunge fand und ich wieder denken konnte, da klopfte ich nicht an die Scheibe und holte auch nicht die Nachbarn. Als ich wieder denken konnte, stürzte ich davon, ich rannte und rannte und rannte, aber so weit ich auch rannte, die Schreie blieben die ganze Zeit in meinen Ohren. (...)

siebzehn

Ich hatte das blaue Haus vor zwei Jahren entdeckt, das heißt, richtig entdeckt hatte ich es da nicht, denn auch ich kannte das Haus ja schon ewig. Es gehörte zu der Siedlung wie die Hortensien und die gut geharkten Vorgärten, und das Feld, in dem es stand, wäre selbst so etwas wie ein großer Vorgarten der Siedlung gewesen, hätte es dazwischen nicht noch dieses grüne Meer aus Maispflanzen gegeben.

Ich hatte das Haus also nicht erst vor zwei Jahren entdeckt, mir war zu dieser Zeit nur die Idee gekommen, dass man mit blauen Häusern in Gerstenfeldern mehr anstellen konnte, als sie anzugucken. Man konnte sich nämlich ebenso gut durch das Getreide kämpfen und dann, wenn man endlich am Haus angekommen war, merken, dass die Tür abgeschlossen war. Man konnte dann durch Zufall diesen großen Stein finden, gleich neben der Tür, und ihn anheben und darunter von allen Dingen, die es so auf der Welt gab,

ausgerechnet einen rostigen Schlüssel sehen. Man konnte als Nächstes erkennen, dass das Häuschen unmöglich jemandem gehören konnte, so schmutzig, wie es innen war. Und man konnte dann eine Weile nachdenken und zu guter Letzt beschließen, dass das Haus ab sofort einen neuen Besitzer haben würde, und der war man dann selber.

Es war gut, dass ich einen Schlüssel hatte, denn so schienen mir Julia und Max auf einmal zu glauben, dass es einen guten Platz für uns gab, einen, an dem man nicht nur herumstehen musste, sondern sogar einen ganzen Nachmittag verbringen konnte. Wir liefen weiter den Weg entlang, bis das Feld zu Ende war, bogen dann nach links ab und liefen wieder eine Weile, erst dann gingen wir ins Feld hinein. Ich hatte schon vor zwei Jahren gemerkt, dass man sich, wenn ein blaues Haus ein geheimer Ort bleiben sollte, auch so geheim wie möglich dorthin bewegen musste. Und wenn man in Getreidefeldern schon mit jedem Schritt eine Spur hinterließ, dann sollten diese Spuren wenigstens nicht auf den ersten Blick zu sehen sein.

Unter unseren Füßen knackten die Halme, über unseren Köpfen brannte die Sonne, und als wir schließlich am Haus angekommen waren und ich die Tür aufgeschlossen hatte, hörte ich hinter mir jemanden etwas ungeheuer Normales sagen. Und auch wenn es eigentlich gar nicht sein konnte, dieser Jemand war kein anderer als Max, der laut rief, oh Mann! Er schob sich an mir vorbei und ging dann langsam und sehr vorsichtig durch den Raum, als hätte er Angst, mit seinen Füßen irgendetwas kaputt zu machen. Dabei gab es hier gar nicht so viel, nur ein paar alte Möbel, und die hatten schon ganz andere Dinge ausgehalten. Damals hatte ich das

Haus, in dem nur eine große, klamme Matratze gelegen hatte, eine ganze Woche lang sauber gemacht, mit einem Handbesen, einem alten Lappen und viel zu wenig Wasser, das ich in Plastikflaschen mitgebracht hatte.

Wenn ich Angst vor Spinnen gehabt hätte, wäre ich wahrscheinlich schon am ersten Tag wieder umgekehrt und hätte das blaue Haus ein blaues Haus sein lassen. Der ganze Raum war voller Spinnweben gewesen, die ich mit langen Stöcken nach und nach aus den Ecken geholt hatte. Ich hatte die alte Matratze nach draußen geschleppt und ausgeklopft, und ich hatte auch das einzige Fenster geputzt, das so verdreht gewesen war, dass man es schon gar nicht mehr als Fenster erkennen konnte. Draußen vor dem Fenster war ein geschwungenes Gitter angebracht, wer weiß, am Ende hatte hier jemand mal etwas Wertvolles versteckt, Edelsteine oder so, und die Matratze hatte er dann gebraucht, um ab und zu Wache zu halten.

Oh Mann!, hatte Max gerufen, und er meinte damit bestimmt nicht nur den leeren Raum und die Matratze mit dem orangeroten Bettlaken, das ich in einem dieser billigen Läden gekauft hatte. Da war noch viel mehr, und das meiste hatte ich damals auf dem Sperrmüll gefunden: den gestreiften Fransenteppich, die Stehlampe, die nie Strom bekam, das kleine Regal und das ausgebleichte Gemälde mit dem Goldrahmen. In einer Ecke stand ein Eimer, der noch vom Putzen stammte, und im Regal gab es eine Woldecke, einen Stapel alter Lucky-Luke-Comics und dann auch noch eine Blechdose mit Keksen und eine Flasche Cola. Die Cola, die jetzt bestimmt kochend heiß war, hatte ich am Anfang der Ferien hierhergebracht, auch die Kekse, und jetzt waren sie

immer noch hier, weil ich seitdem nicht mehr zum blauen Haus gegangen war.

Ich selber hatte mich schon an diesen Raum gewöhnt. Aber als ich Julia und Max sah, dachte ich auf einmal, dass das hier wirklich schön war, alles passte so gut zusammen und hatte einen Ausruf wie Oh Mann! wirklich verdient. Das Orange des Bettlakens leuchtete, und das Goldrahmenbild und das Regal und die Lampe, sie waren am richtigen Platz, obwohl mir das früher nie aufgefallen war. Der Raum sah plötzlich wie ein Ort aus, an dem man getrost bleiben konnte, an dem sogar Julia und Max bleiben durften, einfach so, und Julia schien sich tatsächlich wohlfühlen und ließ sich sofort auf die Matratze fallen, Mascha, rief sie, das ist ja Wahnsinn hier, kann man die Kekse noch essen? Max sagte gar nichts. Er blieb stehen und tat fast nichts. Aber eines, etwas unheimlich Kleines und Zartes, tat er eben doch. Er stand da und lächelte.

achtzehn

Es war heiß in diesem Raum und es roch alt und muffig, wahrscheinlich nach dem feuchten Holz des Hauses, das schon viele Regengüsse auf dem blauen Buckel hatte. Tür und Fenster standen offen, aber da es draußen keinen Wind gab, nützte das nicht viel. Trotzdem war die Hitze hier drinnen eine andere, es war leichter, sie auszuhalten, und auch

der Geruch war nur in den ersten Minuten schlimm. Max schwitzte zwar immer noch und hatte einen roten Kopf, aber atmete ganz ruhig. Er ging zum Regal und nahm die Lucky-Luke-Comics heraus, aber nicht alle auf einmal, sondern Heft für Heft, wie etwas sehr Kostbares.

Julia lag immer noch auf der Matratze und redete, ihre Laune hatte sich schlagartig gebessert. Max, der jetzt auch noch die Keksdose auf dem Comicstapel platziert hatte, legte sich neben Julia und fing sofort zu lesen und zu kauen an. Und weil an Julias anderer Seite noch genügend Platz war, legte ich mich neben sie und sagte, komisch, oder, so ein Haus im Getreidefeld.

– So komisch ist das gar nicht. Mama hat mir das mal erklärt.

– Deine Mama?

– Ja, wieso, meine Mama. Sie hat gesagt, dass auf den Feldern manchmal Stellen sind, wo nichts wächst, wo nur Sand ist oder so. Das hat irgendwas mit der Eiszeit zu tun, glaube ich.

– Eiszeit, hmmh. Aber man baut das Haus doch trotzdem nicht einfach so.

– Weiß nicht, Mascha. Manchmal muss man Geräte unterstellen.

– Einen Mähdrescher, oder was?

– Höchstens einen ganz kleinen.

– Die Matratze hier, weißt du, die lag schon drin, als ich das Haus gefunden habe. Wer braucht denn ein Haus mit einer Matratze mitten in einem Feld? Hast du das Gitter gesehen?

– Vielleicht war hier mal jemand gefangen. Eine Prinzessin?

– Klar, oder ein Drache.

– Oder ein Getreidedieb. Der wurde dann gleich hier im Feld eingesperrt, nicht schlecht.

Dann wurde Julia auf einmal still, und nach einer Weile sagte sie, wenn ich so ein Haus hätte, ich wär die ganze Zeit hier. Mir selbst ging es irgendwie anders. Damals hatte es Spaß gemacht, das Haus sauber zu machen und Sachen zu besorgen, die man hineinstellen konnte. Es hatte auch Spaß gemacht, hier einfach nur zu sein – zu lesen, Musik zu hören, gar nichts zu tun. Die ersten paar Male war das wirklich schön gewesen. Aber dann fiel mir etwas auf. Ich war hier noch mehr allein als daheim bei meinem totenstillen Vater, noch mehr allein als in der menschenleeren Siedlung meiner Großeltern. Das brauchte ich nun wirklich nicht, nein, schönen Dank auch. Und seit ich das begriffen hatte, ging ich nur noch selten hierher, und das Beste an diesem Haus war eigentlich, dass es existierte und dass es mir gehörte, ob ich nun drin war oder nicht.

Max lachte laut. Sein Lachen klang schön, ganz hell und froh, und nicht wie das Lachen von jemandem, der ab und zu unsichtbare Freunde verprügelte. Er nahm sich pausenlos Kekse aus der Dose, die auf seinem Bauch lag, und las mit leuchtenden Augen in einem der Comics. Auch Julia nahm sich immer wieder einen Keks und wollte plötzlich wissen, ob ich meine Musik dabei hätte. Ich gab ihr meinen MP3-Player, und Julia setzte sich die Kopfhörer auf die Ohren und drehte Leonard Cohen so laut auf, dass auch ich ihn hören konnte.

Ich machte die Augen zu und lauschte, Baby, I've been waiting, I've been waiting night and day, es war das Lieblingslied meines Vaters, es war Waiting for the Miracle, und ich lag da und hielt die Luft an. Mit meinen geschlossenen Augen konnte ich sehen, wie mein Vater aufgeregt in unserer Küche saß und mir das Lied übersetzte, ich konnte hören, wie er von diesem Mann erzählte, der die ganze Zeit wartet und eine Frau liebt und sie in Wahrheit nicht liebt und sie irgendwann heiraten will.

Damit das Warten nicht so anstrengend ist.

Das Warten auf ein Wunder.

Ich lag auf der Matratze, die so alt und muffig roch wie das ganze Haus, hörte Max' Lachen in Leonards Wunder hineinfallen, und da war ja immer noch mein Vater am Küchentisch, der selber auf ein Wunder wartete, nur dass es leider nicht kommen würde, das war ihm vollkommen klar. Mein Vater hatte damals, als wir das Lied zusammen hörten, Tränen in den Augen gehabt und sich danach ein paar Tage in seinem Arbeitszimmer verkrochen, er war wirklich einer, der weinte, und man wusste nie, wann es wieder losgehen würde, manchmal brauchte er dafür nichts weiter als ein Lied. Das Komische war aber, dass mich mein weinender Vater jetzt, als ich neben Max und Julia lag, auf einmal nicht mehr traurig machte, und wahrscheinlich hatte mein Vater überhaupt keine Ahnung, am Ende war die Sache mit den Wundern ganz anders und es gab sie doch, am Ende –

Als ich aufwachte, war alles ganz still. Ich weiß nicht, wann ich eingeschlafen bin und ob Max und Julia da noch wach waren, aber jetzt schliefen sie, und sie sahen dabei so friedlich

aus, dass ich fast erschrak. Es war aber eine andere Friedlichkeit als die der Siedlung; das, was ich in ihren Gesichtern fand, hatte nichts mit Rasenmähen oder goldenen Hochzeiten zu tun. Julia und Max sahen so aufgehoben aus, wie ich mich vorhin neben ihnen gefühlt hatte.

Ich stand leise auf und merkte, dass ich todmüde war, so wie zu Hause, wenn ich morgens viel zu lange geschlafen hatte. Meine Augen brannten, meine Stirn schlief noch, nur meine Beine waren wach. Aber auch die hätten ruhig müde sein können, denn im Moment brauchte ich sie nicht. Ich blieb stehen und wagte es kaum zu atmen, damit Julia und Max nicht aufwachten. Max sah aus wie ein sehr kleines Kind und atmete ruhig und gleichmäßig, nur manchmal schnarchte er leise und zuckte dann zusammen. Er lag auf dem Rücken und hatte Lucky Luke auf dem Bauch, zusammen mit tausend Krümeln und einer leeren Keksdose. Julia hatte immer noch die Kopfhörer auf den Ohren, die Musik war längst aus. Sie hatte sich zusammengerollt, aber nicht wie jemand, der Angst hat, nein. Eher wie jemand, der nichts auf der Welt zu befürchten hat, weil draußen jemand Wache hält.

Und auf einmal kam mir der Gedanke, dass man Menschen beschützen kann. Nicht immer und schon gar nicht überall, aber an einem ganz bestimmten Ort vielleicht doch. Wahrscheinlich war so ein Ort schwer zu finden, und man musste lange suchen, bis man ihn entdeckte. Oder bis ein anderer diese Stelle für einen entdeckte.

Ich drehte mich um und schlich zur Tür. Draußen stand die Sonne schon tiefer und hatte leuchtende Flecken auf das Feld geworfen. Es gab jetzt sogar einen leichten Wind, der in

kleinen graugelben Wellen durch die Gerste zog. Es gab den
Gesang der Amseln und ein Autohupen in der Ferne, es gab
mein schlagendes Herz.

Ich schloss die Tür
Drehte den Schlüssel zweimal herum.
Und dann rannte ich.



Susan Kreller

Elefanten sieht man nicht

Umschlag: formlabor

Ca. 224 Seiten

Ab 14

13,5 x 21,5 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58246-1

Ca. € 14,90 (D) / € 15,40 (A) / sFr. 21,90

Erscheint im März 2012



Geschichten, die bewegen



Anoush Elman / Edward van
de Vendel

Der Glücksfinder

€ 14,90 (D) / € 15,40 (A) /

sFr. 21,90

ISBN 978-3-551-58215-7



Phil Earle

Billy sein

€ 14,90 (D) / € 15,40 (A) /

sFr. 21,90

ISBN 978-3-551-58255-3

